

Warum Franziskus fasziniert

# Einer, der verständlich redet

*Die Sprache der Kirche bleibt vielen fremd. Das aber erklärt genau die Faszination, die Papst Franziskus weit über die Ränder der Kirche auslöst. Er ist einer von der Kirche, der verständlich redet.* VON MATTHIAS SELLMANN

Es gibt mindestens drei bestimmte Sorten deutscher Katholiken, die wirklich nicht im Verdacht stehen, das Amtliche an der Kirche unbekümmert zu genießen: Moderatoren des Westdeutschen Rundfunks, Aktivistinnen des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) und Theologieprofessoren. Bisher konnte man sich darauf verlassen, dass von diesen Sektionen gesunde und satt gepflegte Distanz zum Papst geliefert wurde. Was ja auch völlig in Ordnung, vielleicht sogar deren Pflicht ist.

Ich erlebe daher eine verkehrte Welt, als ich am 13. März 2015 am Radio sitze und sich zum Anlass der zweijährigen Amtszeit von Papst Franziskus zwei WDR-Journalisten über das Pontifikat unterhalten. Das Gespräch schwingt sich von Lob zu Lob, plötzlich unterbricht einer und sagt zum anderen: „Aber sagen Sie mal, wir können hier doch nicht nur Lobhudelei betreiben – was finden wir denn Kritisches?“

Oder, Situation zwei: Eine Verantwortliche der kirchlichen Jugendverbandsarbeit öffnet mir erst die Augen für die Unzulänglichkeiten des Fragebogens zur Außerordentlichen Familiensynode im Oktober 2014 und erzählt mir dann: „Ich habe einen ziemlich alten Computer; der braucht lange zum Hochfahren. Jeden Morgen ist das meine Zeit, in der ich den himmlischen Vater bitte, unseren Papst lange leben zu lassen.“ Und drittens: In einem aktuellen Aufsatz gibt der Wuppertaler Systematiker Michael Böhnke Einblick in sein Tagebuch vom 13. März 2014: „Wenn man ein Jahr nach seiner Wahl zum Papst fragt, was Franziskus in seinem Pontifikat bisher erreicht hat, fällt die Antwort kurz und knapp aus: Die Menschen!“ („Und nun beginnen wir diesen Weg ...“ – Theologische Weichenstellungen des Papstes vom Ende der Welt, in: Gemeinschaft der Freunde und Förderer der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn [Hg.], Studienjahr 2013/14, Bonn 2014, 49)

Verkehrte katholische Welt. Wir sind wieder Papst. Ja: Er ist „Unser aller Dalai Lama“ (so stand es in der Tageszeitung „taz“ vom 22. Oktober



**Matthias Sellmann**

(geb. 1966) ist Professor für Pastoraltheologie an der Ruhr-Universität Bochum. Gründer und Leiter des „Zentrum für angewandte Pastoralforschung“ ([www.zap-bochum.de](http://www.zap-bochum.de)). Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Querschnitten von gesellschaftlichen Herausforderungen und dementsprechend formatierter Kirchenentwicklungs-forschung.

2013, vgl. zum Thema Papst und Medien auch: Kerstin Radde-Antweiler: Das „Medienphänomen Franziskus“. Eine mediensoziologische Analyse der deutschen Berichterstattung, in: Theologisch-praktische Quartalschrift [ThPQ] 163 [2015] 54-65). Und es fühlt sich richtig gut an. Da ist es nur konsequent, wenn der Stuttgarter Panini-Verlag – das ist der mit den Klebebildchen zur Fußball-WM – ab Mitte März dieses Jahres monatlich eine Illustrierte herausgibt, die den Titel trägt: „Mein Papst“: Auf 72 Seiten viel Buntes zu seinen Gemächern, seiner Herkunft, seinen Vorlieben; dazu Reisetipps für Romreisen, Anregungen für Heim-Deko und viele Rezepte. Denn, so die Macher: „Er ist einer von uns“ (Süddeutsche Zeitung vom 11. März 2015).

Man muss kein Fan der Yellow Press sein und kann doch genau hier den Grund für die enorme Faszination des argentinischen Papstes sehen: Er ist einer von uns. „Dieser Papst ist menschlich. Man kann ihn anfassen und umarmen“, sagt ein anderer Argentinier, der mit den Klebebildchen ebenfalls gut umgehen kann: Diego Maradona (zitiert nach Ansgar Kreutzer, ThPQ 163 [2015] 2).

Nun sind ja Leute, die auf Panini-Bildchen auftauchen, so gar nicht mehr zu packen. Und jede Aussage über berühmte Leute verschwindet irgendwo im Dunst der großen Nebelmaschine, die die mediale Berichterstattung um eine bedeutende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens anwirft. Wer wie damals Lady Diana Spencer oder heute Angelina Jolie zu den meistfotografierten Menschen der Welt gehört, bleibt auf paradoxe Weise unbekannt. Und wer dauernd öffentlich redet, wie etwa ein amerikanischer oder russischer Präsident, bleibt seltsam unverständlich. Hinter dem aktuellen Bild und dem aktuellen Zitat muss man diplomatische oder strategische Protokolle vermuten, die die zur Schau gestellte Spontaneität und Authentizität als kommerzielle Maskerade entlarven.

Was also berechtigte die Vermutung, beim aktuellen Papst sei das anders? Ausgerechnet beim Papst sollte der Satz „Er ist einer von uns“ ir-

gendeine Substanz haben, die über gutes Marketing hinausgeht?

Schwer zu sagen. Aber eins muss man ihm lassen, und das ist wirklich neu und arbeitet dem Eindruck zu, hier wäre einer, der zum einfachen Leben dazugehören will: Franziskus ist einer von der Kirche, der verständlich redet. Und der diese Kompetenz sogar da an den Tag legt, wo sie ihm schadet. Es lohnt sich, dieser scheinbar banalen Beobachtung nachzugehen. Denn: Es ist alles andere als selbstverständlich, dass man jemanden von der Kirche gut verstehen kann.

Beispiele für verständliche Kirchensprache liefert *Jorge Mario Bergoglio* Woche für Woche. Gehen wir zum Anfang zurück. Einfacher geht es nicht: Wer zum Papst gewählt wird, sagt erst einmal „Guten Abend“. Schließlich sieht man sich heute das erste Mal; schließlich haben die Massen sehr lange auf dem Petersplatz ausgeharrt; schließlich wird man sich jetzt noch öfter sehen. Da hat es schon Sinn, sich erst mal höflich zu begrüßen. Die ersten beiden Worte des neuen südamerikanischen Papstes waren auch eine Art Programmklärung in Sachen Stil. „Guten Abend“ – performativer kann man kaum markieren, dass es ab jetzt einfach zugehen wird, respektvoll, vor allem aber: verständlich. Mit Sicherheit kommt Franziskus in keiner Weise an das theologische, liturgische und protokollarische Niveau seiner Vorgänger heran. Dies ist viel beschrieben worden. Die geradezu subversive Pointe ist aber: Er findet das auch überhaupt nicht wichtig. Mit Franziskus interpretiert jemand das Papsttum seit gefühlt sehr langer Zeit als ein Amt, das in die Mitte der Leute – nicht einmal: der Katholiken! – gehört. Natürlich braucht die Kirche funktionale, wissenschaftliche, mystische oder politische Virtuosität: Diese ist aber, folgt man Bergoglio, nicht die Domäne des Bischofs, sondern der Anderen. Sein radikaler Mut zu Einfachheit und Volkstümlichkeit setzt zwar eine Reihe von Gesten fort, ist aber in diesem Charakter als durchgängiges pontifikales Stilelement neu. Auch die letzten Päpste seit *Pius XII.* schafften nach und nach alles Mögliche ab: Sänften, Kronen, Bal-

dachine, Titel und bestimmte diplomatische Privilegien (vgl. dieses Heft, 50-53). Bergoglio aber verzichtet nicht auf Statusinsignien, er verzichtet auf Status. Man mag das als postmoderne „Franziskuserei“ belächeln, dass da jemand Limousine mit Lampedusa tauscht, Palast mit Gästehaus, Opern mit Suppenküchen oder Designerschuhe mit Tretern aus Uraltleder. Aber eines muss man sagen: Wenn es einem darum geht, allgemein verständlich zu reden und von der Mitte her resonant zu werden, dann hat es auch Sinn, allgemein einfach zu leben.

### Im Stil eines amerikanischen Fernsehpredigers

Die Sprache des Kardinals „vom Ende der Welt“ ist voller kraftvoller Metaphern und anderer rhetorischer Kunstgriffe. Eine Kirche, eine Kurie, aber auch eine Ökonomie können „krank“ sein und zum Beispiel an „spirituellem Alzheimer“ leiden, wenn sie sich selbst wichtiger nehmen als die Aufgabe, für die man sie ins Werk gesetzt hat. Ein Hirte sollte den „Geruch der Schafe“ tragen; und eine Kirche sollte besser „verbeult“ als verbarrikadiert daherkommen. Christus klopft an die Tür seiner Kirche, um zu den Menschen zu gelangen – dies aber von innen, um endlich herauszukommen aus einer zum Kerker degenerierten ekklesiozentrischen Struktur.

Es gibt genau drei Worte, die eine Familie voranbringen, nämlich: „Bitte, Danke und Entschuldigung“. Diese kurze Ansprache Ende 2013 hat mich als Verheirateten intensiver bewegt als viele Beziehungskatechetische Ausführungen vorher. Der Papst erklärte alles kurz. Im Stil eines amerikanischen Fernsehpredigers forderte er die mehreren zehntausend Menschen auf dem Petersplatz auf, diese Schlüsselworte noch einmal laut zu wiederholen.

In seinem ersten Apostolischen Schreiben „*Evangelii Gaudium*“ widmet sich Franziskus ausführlich der Art und Weise, wie Leute der Kirche sprechen sollen (Nr. 110-175). Der Papst bekennt freimütig, dass sich über die eine unverständlich gewordene Kirchensprache viele Leute zu Recht be-

schweren (Nr. 135). Er warnt vor dem Typus der lexikalischen Predigt, in der man die Hörer mit vollständiger Information traktiert. Er betont, wie wichtig auch die Stimmfarbe ist, die Gestik, die spürbare Lust am Reden. Er verurteilt lange Satzmonster genauso wie zu lange beziehungsweise zusammenhanglose Predigten. Und: „Erinnern wir uns daran, dass man niemals auf Fragen antworten soll, die sich keiner stellt; und es ist auch nicht angebracht, Berichte über aktuelle Ereignisse zu bieten, um Interesse zu wecken – dafür gibt es bereits die Fernsehprogramme“ (Nr. 155).

Wer verkündigt, soll den Weg der Schönheit beschreiten, die „*via pulchritudinis*“, und sorglos die Fülle der Ausdrucksformen seiner Kultur verwenden, um zu neuen Gleichnissen des Glaubens zu kommen (Nr. 167). Und dann, man glaubt es kaum, wird eine päpstliche Enzyklika sogar selbstironisch: „Auch in den Fällen, wo die Predigt sich als etwas langweilig herausstellt, wird sie (...) fruchtbar sein, so wie die langweiligen Ratschläge einer Mutter mit der Zeit im Herzen der Kinder Frucht bringen“ (Nr. 140).

Man kann zu diesen Passagen sagen, was man möchte – nur nicht, dass sie nicht verständlich seien. Die Enzyklika „*Evangelii Gaudium*“ wurde von Experten als „banal“ geächtet, in Anspielung an den Weltjugendtag sogar als „Copacabana-Theologie“. Das stimmt auch alles, vergleicht man sie mit ihren Vorgängerinnen, was Komplexität der Sätze, dogmatische Wortfelder oder den Anspruch an philosophische Durchdringung betrifft. Wer solche Texte liest (und wer liest eigentlich solche Texte?), war daran gewöhnt, opulente Kapitel mit langen Sätzen in teils komplett unverständlichem Jargon durchdringen zu müssen. Nach den Intentionen des Autors war oft ausgiebig zu forschen.

Man muss sogar sagen, dass übliche kirchlich-offizielle Schreiben performativ gerade nicht signalisieren, vom „Volk“ gelesen werden zu wollen. Sie sind dem normalen Leser ebenso unverständlich wie die Lizenzbedingungen von Apple beim Download des nächsten Betriebssystems. Hier wie dort dominiert ein Stil (und übrigens auch ein Text-Layout), der eine ganze

**Franziskus verzichtet nicht auf Statusinsignien, er verzichtet auf Status**

Rezeptionselite hervorbringt, einen Interpretationsbetrieb von Experten, die von dem Auftrag leben, die gegebenen Textwüsten juristisch (bei Apple) oder theologisch (bei Enzykliken) in den Horizont allgemeiner kognitiver Zumutbarkeit zu übersetzen. Der Unterschied ist nur: Bei Apple kann ich den Schritt überspringen und einfach auf „Akzeptieren“ klicken, damit etwas Erwünschtes geschieht; bei kirchenoffiziellen Texten ist vor das „Akzeptieren“ nun doch das Verstehen geschaltet.

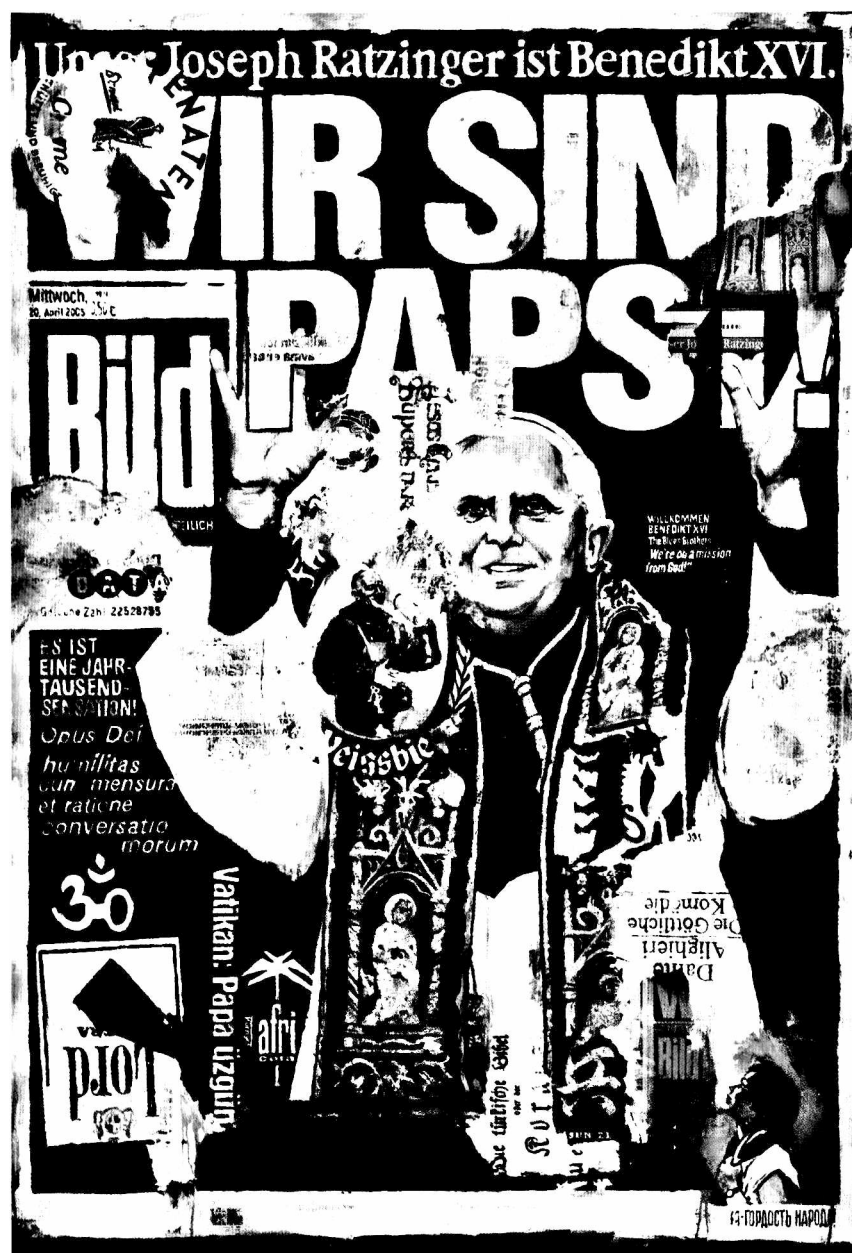
Dem argentinischen Papst ist dabei deutlich bewusst, dass es hier um eine ekklesiologische Kernfrage geht, nämlich schlicht darum, wem die Kirche gehört. Es widerstreitet seiner Idee einer Kirche des Volkes, wenn eine selbsternannte Deutungselite der Kirche vor sich hin luxuriert, ihre Ehre daraus zieht, sich weit vom Alltag der Leute zu entfernen und Kirchensprache zur Fremdsprache werden lässt. Er fordert: „Das ist eine so klare, so direkte, so einfache und viel sagende Botschaft, dass keine kirchliche

Hermeneutik das Recht hat, sie zu relativieren. (...) Warum komplizieren, was so einfach ist?“ (Nr. 194; vgl. auch Nr. 25). Und vor den Bischöfen Brasiliens, im Juli 2013: „Manchmal verlieren wir die Menschen, weil sie nicht verstehen, was wir sagen, weil wir die Sprache der Einfachheit verlernt haben und uns eines Intellektualismus bedienen, der unseren Mitmenschen fremd ist.“ Die Verkündigung des Glaubens brauche eine „Grammatik der Einfachheit“.

Und ob sie das braucht! Wer sich empirische Studien zu dem Thema anschaut, wie die Deutschen ihre Kirche erleben, dem ist schon lange bewusst, dass kirchliche Sprache schlicht nicht mehr verstanden wird. Was hier fehlt, ist genau jener Anteil „Copacabana“, dem man bei Franziskus begegnet. Es gehört seit Jahrzehnten zum Ostinato von Jugendstudien, dass junge Leute das Sprechen von kirchlichen Akteuren als skurril empfinden, als alt, lebensfern, selbstbezüglich, elitär, irrelevant, unanschaulich, unattraktiv und geheimnislos – und sich daran gewöhnt haben. Voller Überraschung wird notiert, wenn da mal jemand so gesprochen habe, dass es interessant und verstehbar war.

„Weil die Sprache der Kirche fremd bleibt, hat man nicht die Erwartung, von Kirche Antworten auf die Themen des Alltages zu bekommen“, heißt es in der renommierten U-18-Milieu-Studie. Ähnlich äußern sich prominente Journalisten, also Sprachprofessionelle: Anlässlich der für sie wenig überzeugenden Krisen-PR der deutschen Kirche im so genannten Missbrauchs-Skandal im Jahr 2010 verlieh das Journalisten-Netzwerk „Recherche“ dem Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, die „Verschlossene Auster“. Die „Laudatio“ nahm Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung zum Anlass, einen generellen Eindruck zu formulieren: „Franz von Sales konnte (...) das, was die katholische Kirche heute nicht mehr kann: er war glaubwürdig; er kannte die richtigen Worte; er hatte die Sprache, um Gehör und Glauben zu finden. Diese große Gabe ist der katholischen Kirche nicht mehr gegeben. Eine Gemeinschaft, die vom Wort lebt wie keine andere, hat die Sprache verloren. (...) Ritus und Liturgie der Kirche bauen

„Papst-BILD I.“ – Jens Lorenzen, 2007



Öl auf Druckplatten/Holz, 240 x 160 cm, Privatsammlung, (c) Jens Lorenzen

auf den Glauben daran, dass Worte eine Kraft haben, die sogar Materie verwandeln kann. Das Wort hat die Kraft zur Wandlung. (...) Und das bedeutet vor allem: Kirche ist Kommunikation.“

Nur einmal angenommen, der Journalist Prantl habe hier einen richtigen Punkt getroffen. Dann muss die selbstkritische Analyse ja weitergehen. Wie schon vermerkt, produziert die Pflege einer Expertensprache innerhalb der Kirche eine Art Klassenteilung in jene mit dem Zugriff auf hermeneutisches Kapital und jene ohne. Dies ist in einer „Volk Gottes-Theologie“ eine sensible Sollbruchstelle. Sicher muss es Bereiche geben, alles andere wäre naiv, in denen Expertenwissen akquiriert werden muss. Religionsphilosophische Logikdiskurse, ökonomische Stabilitätsberechnungen oder die liturgischen Formulare für Kardinalsernennungen müssen weder allgemein zugänglich noch verständlich sein. Ihre Außenkommunikation über ihre Sinnhaftigkeit und ihren Bezug zum Ganzen aber schon – und darum geht es dem Papst. Seine Priorität liegt auf der Ausdruckskraft, wenn es um die Lebensklugheit aus dem Glauben geht, um das individuelle wie soziostrukturelle Evangelisieren, ja sogar um die Freude genau hieran. Hier auf das Kriterium der Verständlichkeit zu verzichten, setzt die Sprecher mehreren Verdachtsmomenten aus, die alle nicht dazu geeignet sind, die Aufmerksamkeit eines Publikums zu gewinnen.

*Das Verdachtsmoment der geheimen Agenda:* Wer in öffentlichen Anliegen unverständlich bleibt, aktiviert offenbar eine Intention an seiner Sichtbarkeit vorbei. Dass diese Intention aktiv verborgen bleibt, baut Misstrauen auf.

*Das Verdachtsmoment der Konfusion:* Wer in öffentlichen Anliegen unverständlich bleibt, weiß eventuell selbst nicht, was er will und wie er das ausdrücken soll.

*Das Verdachtsmoment der mangelnden Partizipationsgewährung:* Wie etwa der Philosoph Jürgen Habermas oder auch der Ökonom Amartya Sen ausgeführt haben, bedeutet die Missachtung des Kriteriums der Verständlichkeit die empfindliche Irritation eines zentralen Standards moderner Normativität.

Denn Unverständlichkeit erschwert Zugänglichkeit auf Information und damit Beteiligung. Zudem werden andere Akteure mit solchen Zugängen privilegiert. *Das Verdachtsmoment der medialen Naivität:* Sicher ein Aspekt, der im Fortschritt digitalisierter Alltagskommunikation immer wichtiger wird: Wer in öffentlichen Anliegen unverständlich bleibt, nervt und langweilt schnell und wird weggeklickt.

Wer also unverständlich redet, will, kann oder weiß es nicht besser beziehungsweise profitiert genau davon. Klar ist: Jeder dieser Verdachtsmomente behindert eine wirksame und im Wortsinne populäre Kommunikation kirchlicher Anliegen.

Papst Franziskus hat die an diesem wichtigen Gebiet von Modernität aufbrechende Kritik ernst genommen und die Zusammenhänge durchschaut. Sein Staatssekretär, Kardinal *Pietro Parolin*, charakterisierte das päpstliche Vokabular jüngst bildreich als „kommunikatives Tauwetter“. Teil des groß angelegten Schmelzprogramms sei „Evangelii Gaudium“. Wie auch immer Enzykliken als Genre nach Franziskus formuliert sein werden: Sie werden sich an der Frage messen lassen müssen, ob man sie als normal Gebildeter mit normalem Zeiteinsatz verstehen können wird. Oder ob ihr Autor genau das nicht will.

### Von Klapsen und Karnickeln

Nun kann eine Würdigung der verständlichen Sprache bei Jorge Mario Bergoglio kaum darüber hinwegsehen, dass er im Zuge des Tauwetter-Programms mitunter keine milde Frühlingssonne auf das Packeis der überkommenen Kirchensprache richtet, sondern einen Flammenwerfer. Legt der Mann sein Redemanuskript beiseite, kann es schon mal heftig werden. Dass Katholiken sich in der Familienplanung nicht an Kaninchen orientieren müssten; dass man seine Kinder würdevoll schlagen solle; dass man die Faust des Papstes zu fürchten habe, wenn man seine Mutter (sowohl die leibliche Mutter als auch „Mutter Kirche“) beleidigt – all das klingt deutlich mehr nach Don Camillo als nach

dem höchsten religiösen Würdenträger der Christenheit.

Der Vatikan-Kenner und „Bild“-Journalist *Andreas Englisch* hat schon früh darauf hingewiesen, dass hier ein argentinischer *Mann* spricht, dem jedes Weibliche verhasst sei und der in puncto Kantigkeit und Konfliktfreudigkeit an Johannes Paul II. anknüpfen werde. Ein Schuss argentinischen *Machismos* im Vatikan? Man weiß es nicht.

Geht es aber um die Zugänglichkeit der verwendeten Sprache, kann erneut geltend gemacht werden: Verständlicher geht es einfach nicht. In den genannten

Beispielen greift ein weiteres bei Habermas entwickeltes Geltungskriterium verständigungsorientierter Kommunikation: Neben der „Verständlichkeit“, der „Wahrheit“ und der „Richtigkeit“ nennt Habermas die „Wahrhaftigkeit“. Paradoxe Weise löst sich dieses Merkmal, die Wahrhaftigkeit, mitunter je mehr ein, je stärker mit ihm ein Risiko für den Redner verbunden ist.

Genau dieser Effekt – man ist versucht, vom Heinrich-Lübke-Effekt zu sprechen –, dass jemand taufersch seine Meinung sagt, wie sie sich ihm aufdrängt, mag protokollarisch und inhaltlich hochgradig angreifbar sein. Auf Zuhörer wirkt er vor allem authentisch. Und diese wissen in der Gesamtwahrnehmung sehr wohl zu unterscheiden, ob da jemand aktiv zum Kinderprügeln aufgerufen hat oder einfach ein klares Bild aufrufen wollte, worum es insgesamt geht.

Als „unberechenbar“ gilt Bergoglio, vor allem wegen seiner Ansprachen. Folgende Metapher über ihn kursiert bei seinen Gegnern: Er sei eine „loose cannon“, also eine jener Bordkanonen auf alten Kriegsschiffen, die nun bedrohlich schwer von Deckrand zu Deckrand poltert, Löcher reißt und das ganze Schiff bedroht (vgl. FAZ vom 10. März 2015). Sollte es einfach darum gehen, dass man loose cannons fürchtet, weil einer von der Kirche verständlich redet, war es wohl ohnehin nur ein Schiff mit einem künstlichen Ozean unterm Bug.

**Unverständlichkeit erschwert Zugänglichkeit auf Information und damit Beteiligung**